



HANS-CHRISTIAN ZEHNTER

Gehen bewegt die Landschaft

Es ist die elementarste Handlung und doch birgt sie Überraschungen, wenn man unbefangen auf die Phänomene blickt, die es auslöst: das Gehen. Tun wir einmal so, als wäre es der erste Schritt und schauen, was geschieht.

Die Welt seitwärts von uns

Wir befinden uns auf einem horizontal ausgerichteten Weg (irgendwo in einer Tiefebene) und gehen langsam, aber zügig vorwärts. Währenddessen fassen wir im Blick seitwärts die näheren und fernerer Gegenstände ins Auge und beobachten, was diese im Verhältnis zu unserer Bewegung vollziehen. Die näheren Gegenstände eilen überraschend zügig an uns vorüber. Sie sind vorübergehend. Sie bewegen sich entgegengesetzt zur eigenen Bewegungsrichtung. Die fernerer Gegenstände am Horizont aber, gehen mit uns. Sie begleiten uns wie ein ferner Freund und bleiben lange unserem Blick vertraut. Sind die Beobachtungsobjekte indes Himmelskörper – jenseits der Horizontferne –, so begleiten sie uns nicht nur, sie sind auch schneller als wir: Man erinnere sich an den Mond, wie er in unserem südwärts gerichteten Gang durch eine Abendlandschaft mit einem Male vor uns herläuft, während er am Ausgangspunkt des abendlichen Ganges am Osthimmel hinter uns aufgegangen war. Landschaft wird zu einem ungewohnt beweglichen Fluidum und gibt das Alltagsdasein eines scheinbar ohne uns gegebenen, metrisch durchschreitbaren, festen Raumes auf. Unsere Willensausrichtung zeigt sich bildhaft in ihren Konsequenzen: Um unser Ziel zu erreichen, lassen wir auf Erden dieses hinter uns, jenes führen wir mit, und die himmlischen Dinge werden Vor-Bild.

Oben und unten – Fluss und Dauer

Vergleichen wir beim Gehen die Erfahrungen im Blick nach unten und nach oben. Der für die Vorstellung so feste Boden gleitet in einem ständigen – fast eiligen – Strömen unter den Füßen durch. Daran kann auch ein noch so gleichmäßiger Teerbelag nichts än-

dern: Im Gehen strömt die Welt unter unseren Füßen! Nehmen wir für den Blick nach oben den Idealfall eines blauen Himmels. Hier bewegt sich nichts, hier finden wir Einheit, Dauer, Beständigkeit, die uns bis zum Horizont hin umgibt. Die Verhältnisse scheinen reziprok zu unserer Vorstellung der Welt, dass sich unter uns der feste Boden befände und über uns das luftige Nichts des Himmels.

Das Auf und Ab der Welt

Als Drittes achten wir darauf, wie sich die Gegenstände zwischen Himmel und Erde verhalten. Einmal darauf hingewiesen, kann man bemerken, wie mit jedem Schritt, den wir machen, die Sichtwelt vor uns auf- und abwärtsgeht. Nur, wann macht sie was? In welcher Phase des Schrittes geht sie auf- und in welcher abwärts? Halten wir unseren Schritt einmal an und steigern diesen Aspekt des Gehens, indem wir langsam in die Hocke und ebenso langsam wieder in den aufrechten Stand gehen und das Verhalten der Sichtwelt vor uns beobachten. Auch hier gilt die Frage: Was machen die nahen, und was machen die fernen Gegenstände? Gehe ich in die Hocke, dann übersteigt mich Nahestehendes, während Fernes mit mir zu Boden geht. Erhebe ich mich wieder in den vertikalen Stand, so kommt die Nähe zu mir herunter und die Ferne steigt mit mir an. Mit jedem Schritt heben wir die Landschaft einmal an und stellen sie einmal ab. Wir «schütteln» gleichsam die Welt – wie beim Potenzieren von Substanzen. Beides, die Potenzierung und das Gehen, dienen dazu, das Irdische, die Materie, mit geistig Wirksamem, dem Himmlischen, in Verbindung zu bringen. Man bedenke doch, wie oft ein Spaziergang in der Natur, wie sehr das nachdenkliche Schreiten in den eigenen vier Wänden inspirierend sein können.

Draufzugehen – Entgegenkommen

Bleiben wir in einem vierten Schritt weiterhin auf unserer horizontalen Strecke und schauen nun aber geradeaus gen Horizont und beobachten, wie ganz Fernes auf uns zukommt. Ein klassisches Beispiel hierfür ist eine Allee: In der Ferne erscheinen die Bäume klein, und der Abstand zwischen ihnen ist so verkürzt, dass wir nur noch eine zusammenhängende Fläche vor uns haben. In dieser Weise kündigen sich die fernen Bergkulissen unserem in einer Tiefebene wandernden Bewusstsein an: als Kulissenflächen, die wie auf der Horizontkante (dahinter das Nichts) errichtet zu sein scheinen. Es braucht dabei recht lange, bis sich Einzelheiten als Gegenstände aus dieser einheitlichen Ferne herauslösen und auf uns zuzukommen beginnen. Die Ferne bleibt in sich verschlossen, sie braucht viel Entgegenkommen, bis sie auseinanderweicht, sich differenziert und sich Stück für Stück zu erkennen gibt. Je näher die Einzelheiten bei uns sind, desto schneller scheinen sie zu wachsen, noch zügiger eilen sie an uns vorbei und im Nu entziehen sie sich unserer nach vorn gerichteten Aufmerksamkeit. So gehen wir in die Zukunft unserer Biografie.

Einlenken

Beobachten wir in einem fünften Schritt, was der Weg macht, wenn er aus einer zuvor geraden Strecke in eine Biegung übergeht. Folgt man der Wegbiegung in ihrem Verlauf, so schwenkt sie ein und verläuft schließlich geraden Weges. Folgen wir im Gehen dem Verlauf des Weges, dann schwenkt dieser ein. Er biegt sich uns zu: Indem wir ihm folgen, folgt er unserer vorwärtsgerichteten Orientierung. Folgen wir ihm nicht, dann geraten wir einerseits vom Wege ab, und der Weg andererseits scheint sich unserer allzu fixen Ausrichtung zu widersetzen, indem er einfach abbiegt, statt schnurstracks nach unseren Vorstellungen zielgerichtet weiterzugehen. Folgen wir aber seiner Vorgabe, dann lenkt er seinerseits ein – gleichsam beugt er sich unserem das Gehen vollziehenden, dem Weg folgenden Willen. Ein Verhältnis stellt sich ein, das oft zwischen einem guten Reiter und seinem Pferd gegeben ist. Lässt der Reiter die Zügel locker und achtet auf den gesunden Orientierungsinstinkt des Pferdes, dann kommen beide besser ans Ziel.

Der Scheinriese

Auch die sechste Situation bezieht sich auf das Laufen in einer horizontalen Tiefebene, wobei wir dieses Mal auf ein fernes, auch im Sommer noch weißes Gebirge zugehen, unterhalb dessen sich die vorgelagerten Hügelketten ausbreiten. Was erwarten wir: Wird der Berg größer, je näher wir ihm und seiner Berglandschaft kommen? Das Gegenteil ist der Fall: Er verliert zusehends an Höhe und sinkt in das vor ihm liegende Vorgebirge ab, während die vorgelagerten Hügel mehr und mehr an Größe gewinnen. Das Verhalten der Eisriesen am Horizont gleicht einer ouvertürenartigen Intonation: Du betrittst jetzt unser Land, vergiss uns nicht, auch wenn wir

zunächst deinem Horizont entschwinden (ab und an nochmals auftauchen) und wir uns dir dann später, dann allerdings in anderer Gestalt (als Massiv, nicht mehr als spezifisch geformter Berg), wieder begegnen werden. Es ist wie der Abstieg aus der geistigen Welt auf die Erde: Als Kind ist unser Bezug zur vorgeburtlich-geistigen Welt oft noch deutlich ausgebildet. Im Laufe des Erdenlebens geht uns dieser Bezug immer mehr verloren, und wir müssen – über oft beschwerliche Wege – begreifen lernen, dass sich das Wesentliche unserer einstigen geistigen Heimat in den irdischen Dingen in nun anderer, ungewohnter Weise zur Darstellung bringt! Wir müssen lernen, die stoffliche Welt zu erheben, ihre sinnliche Erscheinung durchsichtig für das darinnen waltende Geistige zu machen. Das ist ein langer Weg, oft aussichtsreich, nur allzu oft aussichtslos, immer wieder mit vielen und neuen Auf's und Abs.

Wachsen im Aufstieg

Endlich verlassen wir im siebten Schritt unsere Horizontale der Tiefebene und steigen die Hügelkette an. Wir nähern uns wieder unseren Eisriesen, aber wir steigen zugleich auf. Was wird jetzt geschehen? Werden die Eisriesen auch in diesem Falle absinken? Nein, auch hier ist das Gegenteil der Fall: Je weiter wir aufsteigen, desto weitere Horizonte erheben sich um uns, desto mehr Gebirgiges taucht aus dem Nichts hinter dem scheinbar letzten Horizont auf. Haben wir schließlich die Hügel und Vorgebirge überwunden und stehen auf der Spitze (vielleicht nicht gerade) des Eisriesen (aber eines seiner nicht mehr verschneiten Gefährten), dann genießen wir das Panorama der vielfältigsten Bergspitzen im Umkreis und haben gelernt, was es bedeutet, die Physis um uns herum erheben zu wollen.

Verwandlung und Gebärde

Der siebte und achte Schritt seien zusammen behandelt: Nur die Gegenstandsvorstellung behält von einem Gebäude, dem wir uns nähern, eine feste Formgestalt. Tatsächlich wandelt sich auch die Form von jedem Gegenstand, wenn wir auf ihn zugehen. Auch das ist nichts Neues: Der Baum zeigt immer wieder andere Seiten, solange wir um ihn herumgehen; der Elefant hat ein deutlich anderes Hinten als Vorne ... Doch halten wir zumeist diese verschiedenen Ansichten zu einer gegenständlichen Vorstellung zusammen und achten – aus Gewohnheit – auch hier nicht auf die Fluidität der Darstellung. Sogenannte organische Architektur, wie sie beispielhaft (und originär) am Zweiten Goetheanum in Dornach erfahren werden kann, beabsichtigt – wenn nicht eine Auflösung dieser Gegenstandsfixierung, so doch – eine Ergänzung weiterer Blickweisen, besser: Verwirklichungsmöglichkeiten, sodass die Ansichten des Baus Ausdruck eines nicht gegenständlichen, wesenhaften Inhaltes werden können. Eine erste Schicht ist die des Lebens. Leben zeigt sich in Verwandlung, in Metamorphosen. Eine zweite Schicht ist eine seelische: Was für eine Gebärde hat gerade diese Formgestalt, wie sie mir von diesem Standpunkt aus begegnet.

Gehen wir zur Beobachtung dieser beiden Ebenen schrittweise von Westen auf das Goetheanum zu. Was geschieht mit dessen Gestalt? Vom Rondell der Westallee aus betrachtet steht das Goetheanum in seiner vollkommenen und symmetrischen Pracht gegenüber. Im Breitwandformat – flächig, beinahe bildhaft – präsentiert sich die Westfassade. Ihre beiden großen, mittleren Fenster scheinen uns anzublicken. Das Dach, die sich vorwölbende Passage des oberen Fensters, der ebenso sich vorwölbende Teil des unteren Fensters sowie das Sockelgeschoss bilden vier unterscheidbare «Etagen». Wir sind vielleicht 20 Meter vorwärtsgegangen, und der Anblick hat sich grundlegend geändert. Statt breitformatig, streckt es sich nun in die Höhe. Die Kontur seines Daches öffnet sich zu beiden Seiten. Das Goetheanum verhält sich wie ein Mensch, der zunächst mit vor der Brust verschränkten Armen und verschlossener Kontur vor uns thront (Blick vom Rondell) und sich, indem wir uns auf ihn zubewegen, aus seiner Verslossenheit aufzurichten und zu öffnen beginnt. Im Blick auf die Fenstervorwölbungen fällt auf, dass hier das Goetheanum auf den Herannahenden zugeht. Es öffnet sich wie ein freundlicher Gastgeber, der seine Gäste empfängt. Am Übergang von der Allee zum «Vorplatz» des Westeingangs machen wir erneut halt. Das Dach ist verschwunden, die beiden Fenster blicken über uns hinweg, und wir fühlen uns mit dem nächsten Schritt vom Goetheanum aufgenommen. Ohne tatsächlich einzutreten, betreten wir dieser Stelle bereits das Gebäude. Von einem «äußeren» und zugleich seelischen Innenraum werden wir umfassen.

Wege haben Geschwindigkeiten

Dass Wege auch Geschwindigkeiten haben können, sollte nun im neunten Schritt nicht mehr sonderlich überraschen. Wie unterschiedlich lang können Reisen, kann der tägliche Weg zur Arbeit sein – je nach der eigenen seelischen Verfassung und den jeweiligen Umständen. Wie lang-weilig kann eben ein gerader, durchgehend geteeter, steil aufwärtsführender Durchgangsweg sein, der nur dazu dienen soll – ganz im Gegensatz zu seiner Geschwindigkeit –, auf dem kürzesten und scheinbar schnellsten Wegen von a nach b zu gelangen. Wie viel kurzweiliger aber ist ein abwechslungsreicher Weg, der etwaig sogar länger ist, uns aber letztlich doch beschwingt zum Ziele führt.

Die hier vorgebrachten basalen Betrachtungen mögen in ihrer unvollständigen Form dazu anregen, das eigene Gehen in der Landschaft neu zu bedenken, ja ihm womöglich eine eigene, ihm innewohnende Aufgabe abzugewinnen: die durchschrittene Gegend aus ihrer Erstarrung zu befreien, sie in Fluss zu bringen, sie zu vitalisieren.

Hans-Christian Zehnter ist Autor des Buches «Zeitzeichen. Essays zum Erscheinen der Welt» und verdankt die Ausführungen dieses Beitrags dem Kapitel «Sehen im Raum» aus dem Buch «Optik der Bilder» von Georg Maier. Die dort geschilderten Phänomene fließen teils in den vorliegenden Text mit ein. Foto S. 5; H.-Chr. Zehnter

